

Vorwort: Meer, du berührst meine Seele

„Das Beste ist das Wasser.“
(Pindar)

Als meine Leidenschaft für das Meer erwachte, hatte ich das fünfunddreißigste Lebensjahr bereits überschritten. Am Rande der rumänischen Karpaten geboren, galt meine Liebe bis dahin ausschließlich der Welt der Berge und Täler. Doch damit stehe ich keineswegs alleine da. Auf diesen erstaunlichen inneren Wandel hin angesprochen, berichten mir seitdem viele Menschen von ganz ähnlichen Erfahrungen. Bei einigen von ihnen setzte die große Passion für das Meer, für alles Maritime, Nautische interessanterweise desgleichen erst in der zweiten Lebenshälfte ein: *nel mezzo del cammin di nostra vita*, um mit Dante Alighieris (1265-1321) *Divina Commedia* zu sprechen. Über die Gründe und Ursachen dafür lässt sich freilich nur spekulieren, gibt es keine gesicherten psychologischen Erkenntnisse. Nur von der späten Liebe weiß man, dass sie in der Regel beständiger ist.

Vielleicht hat diese große Sehnsucht nach dem Meer ja mit einem stärker werdenden Wunsch nach Entgrenzung, nach einer „Einkehr aus der Vereinzelung der Individuation in das Bewusstsein der Einheit mit allem, was ist“¹ zu tun, wie Malvida von Meysenbug (1816-1903), die Nietzsche-Freundin, die Überwindung des philosophischen *principium individuationis* umschrieben hat. Möglicherweise drückt sich in dieser Haltung aber auch – wie der Tiefenpsychologe Sándor Ferenczi (1873-1933), ein Schüler Sigmund Freuds, mutmaßt – der regressive Wunsch nach einer Rückkehr in das „Meer“ im Leib der Mutter aus oder gar zu unserer in der Urzeit der Evolution verlassenen „Meer-Existenz“. Böse Zungen behaupten indes, dass die Menschen lediglich aus Gründen der Bequemlichkeit das Meer wählen würden, wo man sich das grandiose Panorama eben nicht erst wie in den Bergen mühsam erwandern muss, man sich der Muße und Beschaulichkeit, dem *Dolce far niente*, der glücklichen Apathie – oder vornehmer

¹ Meysenbug, Malvida von, *Memoiren einer Idealistin*, 5. Aufl., 1900, Bd. III, S. 166, hier zitiert nach: William James, *Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Eine Studie über die menschliche Natur*, Insel Verlag, Frankfurt a. M. 1997, S. 394.

ausgedrückt der Kultur des Otium – ohne Umschweife hingeben kann. Doch wie dem auch sei.

Zweifelsfrei fest steht, dass die jeweilige Landschaft, in die man hineingeboren wird, in der man aufwächst, einen zwar prägen mag, aber nicht zwangsläufig ein ganzes Leben lang zum dezidierten Berg- oder Tiefland-beziehungsweise Meerliebhaber macht, man seine Vorlieben und Abneigungen einmal mehr, zum Glück sogar in radikaler Art und Weise, zu ändern vermag. Selbstredend gibt es Mischtypen, Naturliebhaber, die sich für das Meer, das Tiefland wie das Gebirge gleichermaßen zu begeistern vermögen und keinem Landschaftstypus den eindeutigen Vorzug geben würden.

Denn während die Seele, so der Philosoph Georg Simmel (1858-1918), „ihr eigenes Lebensgefühl in das Meer transportiert“, in diese „überwältigende Dynamik“ und das „ziellose Spiel seines Rhythmus“, sei das Leben im Hochgebirge „von etwas umfassen und in etwas hineingewebt, das stiller und starrer ist, reiner und höher als das Leben je sein kann“.² Dem Hochgebirge, im Falle Simmels, den Alpen, eine größere transzendente Wirkung auf die menschliche Seele zuschreiben zu wollen als dem Meer, bleibt selbstredend ein subjektives Unterfangen. Ein Meerliebhaber könnte mit guten Argumenten das Gleiche vom Meer behaupten.

Der alten Frage, warum Menschen sich zu einer bestimmten Landschaft hingezogen fühlen, geht seit den 1980er Jahren ein neuer Wissenschaftszweig, die so genannte Landschaftspsychologie nach, der wir uns noch widmen werden. Ein Forschungsergebnis sei jedoch schon vorweggenommen: Mit zunehmendem Alter wächst auch die Empfänglichkeit für die (unberührte) Natur.

In meinem Fall lagen die Dinge jedoch anders. Ich hatte die Fronten ein für alle Mal gewechselt. Fortan wurde das Meer – und nicht mehr das Gebirge – zur bevorzugten Projektionsfläche meiner Sehnsüchte. Den Ausschlag dafür gaben vor allem diverse Reisen an und auf dem Ägäische/n Meer: zum Peloponnes sowie zu den Inseln *Samos* und *Santorini*. Besonders *Thera*, wie die Griechen die südlichste Kykladeninsel Santorini nennen, hatte es mir angetan. Ja, noch viel mehr: Seit ich Santorini kenne, das nicht nur die meisten Sonnenstunden

² Simmel, Georg, Philosophische Kultur, Alfred Kröner Verlag, Leipzig 1919, S. 134-141.

in ganz Griechenland aufweist, sondern auch mit trockenen Weiß- und Süßweinen von höchster Qualitätsstufe aufwartet – der *Vinsanto* wurde früher sogar von der orthodoxen Kirche als Messwein verwendet –, hat mein persönliches, nur in meiner Imagination angesiedeltes Elysium konkrete geographische Koordinaten bekommen: 36° 25' N-Breite, 25°26' O-Länge. „Hierher ihr Zecher! / Hier reift der Gott des Feuers Feuertrauben / Und hat das Eiland selbst geformt zum Becher.“³, dichtete schon Emanuel Geibel (1815-1884) in seinem *Ritornelle von den griechischen Inseln* über *Santorin*.

Um das Jahr 1645 v. Chr. hatte sich dort ein gewaltiger Vulkanausbruch ereignet, der die Insel, diese „Perle der Ägäis“, förmlich auseinanderriss und die daher von einigen Forschern mit dem legendären, erstmals bei Platon (428/427-348/347) erwähnten Untergang von Atlantis in Zusammenhang gebracht wird: „Indem aber in späterer Zeit gewaltige Erdbeben und Überschwemmungen eintraten..., indem nur ein schlimmer Tag und eine schlimme Nacht hereinbrach, (wurde) in gleicher Weise auch die Insel Atlantis durch Versinken in das Meer den Augen entzogen.“⁴, heißt es in Platons Dialog *Timaios*. Dieses versunkene Reich sollte in den kommenden Jahrhunderten nicht weniger als zum Symbol für das verlorene Paradies beziehungsweise das Goldene Zeitalter avancieren. Wer sich für die Vulkanausbrüche, aber auch die sensationellen archäologischen Funde auf Santorin interessiert, kommt, nebenbei bemerkt, um ein Buch nicht umhin: Ferdinand André Fouqués *Santorin et ses éruptions* aus dem Jahre 1879, das es mittlerweile auch auf Englisch zu lesen gibt⁵ – ein Klassiker der geologisch-vulkanologischen Literatur und ein Muss für alle Fans dieser Trauminsel.

Bei der Niederschrift dieser Zeilen erreicht mich die freudige Nachricht, dass die Leserinnen und Leser der auflagenstarken US-Reisezeitschrift *Travel + Leisure* das griechische Santorin-Archipel zur schönsten Insel der Welt 2011 gekürt haben: Heiland, was für ein Eiland!

3 Geibel, Emanuel, *Ritornelle von den griechischen Inseln. Santorin*, in: Ders., *Werke*, Band 2, Leipzig/Wien 1918, S. 25.

4 Platon, *Timaios*, in: *Sämtliche Werke*, Band 5, Nach der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher und Hieronymus Müller, Rowohlt Verlag, Hamburg 1983, S. 151f.

5 Fouqué Ferdinand A., *Santorini and its eruptions*, Translated and annotated by Alexander R. McBirney, The John Hopkins University Press, Baltimore and London 1998.

Zu meinen unvergessenen Meer-Erlebnissen zählt folgendes: Eines Nachmittags machten wir bei schönstem Sommerwetter einen Bootsausflug in die *Caldera*, wie der Meer-Kessel vulkanischen Ursprungs nicht nur auf Spanisch, sondern auch bei den Griechen heißt. Nach Zwischenstopps und kurzen Landgängen auf den kleinen Vulkaninseln *Palea* und *Nea Kameni*, der Alten und Neuen Verbrannten, sowie auf der etwas größeren Insel *Thirassia* fuhren wir in Richtung des Seefahrer- und späteren Künstlerstädtchens *Oia* mit seinen leuchtend weißen Häuserkuben und seinen blauen Kirchenkuppeln, die beide einen markanten Kontrast zum dunklen Lavagestein der dreihundert Meter hohen, steil abfallenden Felswände an der Westküste Santorinis bilden.

Ausnahmslos alle Passagiere blickten nun erwartungsvoll gen Sonnenuntergang. Um diesen noch intensiver, noch konzentrierter erleben zu können, ließ der Kapitän den Motor abstellen. Man hörte nur noch das sanfte rhythmische Plätschern der Wellen gegen die schaukelnde Bootswand. Es herrschte eine andächtige, fast religiöse Stimmung. Der Sonnenuntergang hüllte das Meer in ein mild leuchtendes Abendlicht. Wohl kaum einer an Bord konnte sich einem Gefühl der Erhabenheit, aber auch einer gewissen Nachdenklichkeit und Melancholie des Abschiednehmens entziehen – selbst jene eifrigen „Sammler von Sonnenuntergängen“ nicht, die geschäftig ihre Kameras in Position brachten, um dieses majestätische, die Vergänglichkeit allen Seins (schließlich war sogar die sagenumwobene Hochkultur Atlantis einmal untergegangen!) so sinnfällig vor Augen führende Schauspiel doch noch festzuhalten, es zumindest auf analoge oder digitale Art und Weise zu bannen.

Bemerkenswerterweise vermochte das Moment des Flüchtigen, Vorübergehenden letzten Endes aber nicht die Oberhand zu gewinnen. Selbst dann nicht, als die fingernagelgroße rötliche Sonne hinter dem Horizont, jener feinen Naht zwischen Meer und Himmel, verschwunden war und die mystische blaue Stunde einsetzte. Denn angesichts des dunkler werdenden Meers und des heraufziehenden Nachthimmels mit seinen ersten, noch blass funkelnden Sternen hatte man zugleich den untrüglichen Eindruck von etwas Zeitlosem, Überzeitlichen. Und vielleicht sind es ja gerade diese beiden einander eigentlich ausschließenden, einen schroffen Gegensatz darstellenden Momente, die – jenseits

aller offensichtlichen ästhetischen Qualitäten des grandiosen Naturschauspiels – den eigentlichen Reiz und Zauber von Sonnenuntergängen ausmachen: die Erfahrung des Transitorischen in paradoxem Verbund mit dem Unwandelbarem, Ewigen: *coincidentia oppositorum*, der Zusammenfall der Gegensätze.

Dieser Sonnenuntergang sollte noch lange in meinem Inneren nachschwingen, tut es immer noch, und wurde im Nachhinein sogar zu einem wesentlichen Impulsgeber, das vorliegende Buch über die Faszination des Meeres zu schreiben und dadurch herauszufinden, *warum* und *wie* es unsere Seele berührt. Auch glaube ich seither ein besseres Verständnis jenes berühmten Satzes gewonnen zu haben, den Vincent van Gogh aus Arles im September 1888, zwei Jahre vor seinem Tod, in einem Brief an seinen Bruder Theo schrieb: „Die Hoffnung durch einen Stern ausdrücken. Die Leidenschaft eines Menschen durch einen strahlenden Sonnenuntergang.“⁶

(Auszug aus: Richard Reschika, Meer, du berührst meine Seele. Ein maritimes Lesebuch, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2012, S. 7-11)

⁶ Vincent van Gogh, Brief an seinen Bruder Theo, Arles, im September 1888, in: Ders., Sämtliche Briefe, Band 4, An den Bruder Theo, In der Übersetzung von Eva Schumann, Herausgegeben von Fritz Erpel, Mit einem Vorwort und einem Nachwort des Herausgebers, Lamuv Verlag, 1985, Sonderausgabe für Zweitausendeins, Frankfurt a. M., (Brief 531), S. 139f.